

Hartmut Wagner

Rückkehr nach Schlesien

nach 73 Jahren



**Erinnerungen
1943-1949**

3. Juli 2019 - Freiburg

Am 16. Juli will ich in diesem Jahr an meinem 80. Geburtstag in Heidersdorf sein.

In Heidersdorf, heute Gościejowice, wurde ich am 16. Juli 1939 geboren.

Seit meinem siebten Lebensjahr habe ich meine „alte Heimat“ nicht wieder gesehen.

Gościejowice ist ein Dorf bei Niemodlin (früher Falkenberg), einer Stadt mit ca. 7000 Einwohnern. Das Dorf liegt in der Nähe von Oppeln, heute Opole, in Oberschlesien.

Warum ich so lange nicht dort war, hat verschiedene Gründe. Diese möchte ich im Lauf der nächsten Tage, während der Reise und danach reflektieren.

Und dazu will ich Tagebuch schreiben.

Fliegen will ich nicht. Ich will unterwegs Zeit haben, mich den Orten meiner Kindheit im und nach dem 2. Weltkrieg langsam wieder anzunähern. Auftauchenden Erfahrungen und Gefühlen nachspüren.

Die Bahnfahrten sind gebucht. Die Hinfahrt geht von Freiburg über Berlin-Ost und Frankfurt/Oder. Wohnen werde ich in Oppeln in einem Hotel in der Nähe des Bahnhofs. Von dort aus plane ich, nach Heidersdorf zu fahren. Und nach Dambrau, dem in der Nähe gelegenen Heimatort meiner Mutter. Heidersdorf erscheint mir in der Erinnerung in helles Licht getaucht. Dambrau in dunkles.

Ich kann mich an kein polnisches Wort mehr erinnern außer an „chleb“ (Brot) und einen Fluch: „pieronje“, was wohl „verdammst noch mal“ heißt. Wohl oft gehört in Dambrau 1945 und 1946. Wie werde ich mich auf den Dörfern verständigen können? Ich hoffe, mit Englisch und Deutsch zurechtzukommen, ein paar Worte Polnisch lerne ich gerade. Obwohl ich mit dem Sprachenlernen immer gut klar kam, habe ich eine emotionale Barriere, slawische Sprachen zu lernen. Im Gepäck habe ich ein Wörterbuch „Polnisch-Deutsch/Deutsch-Polnisch. Und eine Übersetzer-App auf meinem Smartphone. Ich hoffe, dass es auf den Dörfern WLAN gibt.

ich weiß nicht, welche schönen oder traumatischen Erinnerungen auftauchen werden. Lange wurde die Erinnerung an die „alte Heimat“ in unserer Familie verdrängt. Meine Mutter wollte „nie wieder hin“. In Oppeln hatte meine Mutter im Jahr 1943 beim „Wehramt“ erfahren, dass mein Vater auf dem Weg zur „Front“ bei Charkiw „gefallen“ sei.

Mit Heidersdorf verbinde ich schöne Erinnerungen. Spaziergänge mit meinem Vater an sumpfigen Seen und in den riesigen Wäldern. Wo er mir viele Vogelstimmen erklärte. An seiner warmen Hand fühlte ich mich in der Natur geborgen und zu Hause.

Zu Dambrau habe ich düstere Erinnerungen: an die Flucht im Krieg in die Tschechoslowakei im Winter 1944, die Rückkehr nach Dambrau nach Kriegsende. Und an die Ausweisung aus Schlesien im Jahr 1946. Viele nannten sie „Vertreibung“. Ich bekam einen „Vertriebenenausweis A“. Ich mag „Vertreibung“ nicht. Wegen der Schuldzuweisung. Wer trug Verantwortung dafür, dass wir unsere Heimat am Ende des Kriegs verlassen mussten?

Welche Kraft haben die alten Bilder und Gefühle eigentlich noch? Mein Wunsch ist, die Orte und Ereignisse mit dem inzwischen gewonnenen zeitlichen Abstand offen und vorurteilslos wahrnehmen zu können. So frage ich mich: welche alten Bilder, Glaubenssätze und Gefühle sind noch tief in meinem Unbewussten verankert? Welche behindern meine Lebensqualität noch heute? Wie kann ich sie entkräften durch andere Sichtweisen, Bilder, Glaubenssätze und Gefühle, die mir in meiner Lebenserfahrung in mehr als 70 Jahren zugewachsen sind?



„Zu-fällig“ habe ich letzte Woche ein Buch gefunden mit dem Titel: „111 Gründe, Polen zu lieben“. Ein passender Wegbegleiter für meine Reise, äußerlich und innerlich! Von einem Autor, dessen Vater aus Oppeln stammt. Der von liebenswerten Menschen und Dingen humorig und kompetent berichtet, die er bei seinen Besuchen in Polen erlebt hat. Inzwischen hält er Vorlesungen an der Uni in Oppeln.

Mein Vater Max Richard Wagner stammt aus dem schlesischen Oderwalde (heute Dziergowice), wo er am 19. Mai 1907 zur Welt kam. Seine Kindheit verbrachte er in Rauden (Rudy), Kreis Ratibor (Raciborz). Sein Vater

war dort Revierförster. Mein Vater war bis 1943 Lehrer in Heidersdorf. Er war Mitglied der „Herrnhuter Brüdergemeine“, einer evangelischen Freikirche. Gewaltlosigkeit und Pazifismus waren ihre Leitbilder. Wie ging er damit um? Ich konnte den Kriegsdienst verweigern, er nicht. Kriegsdienstverweigerer wurden entweder standrechtlich erschossen oder kamen ins Konzentrationslager. Ob mein Vater wirklich „auf dem Weg zur Front“ umkam? Ich weiß es nicht. Nachforschungen beim Bundesarchiv in Berlin haben mir keine endgültige Klarheit gebracht.

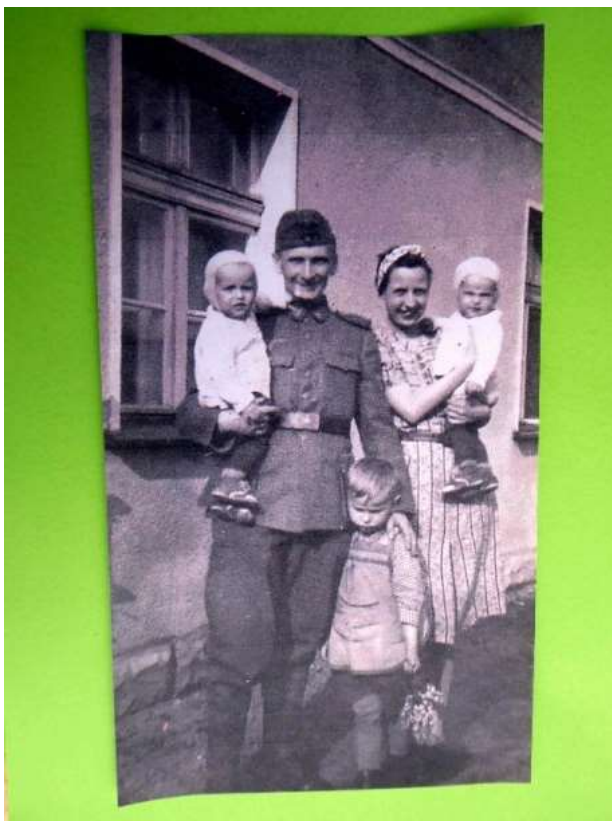


Mein Vater lernte meine Mutter im gleichen Dorf kennen. Sie hieß Margot, war dort Kindergärtnerin. Sie erzählte uns gern, wie sie sich kennenlernten: „Ich bin über ihn sozusagen gestolpert. Ich wollte zu schnell die Straße überqueren. Dabei bin ich ihm ins Rad gelaufen“. Der darauf folgende Dialog dürfte wohl beim Temperament meiner Mutter laut und heftig gewesen sein. Nahm dann aber eine unerwartete Wendung – sonst könnte ich dieses Tagebuch nicht schreiben. Sie heirateten 1938 in einer protestantischen Kirche. Meine Mutter war streng katholisch erzogen und konvertierte ihm zuliebe zum Protestantismus. Sehr zum Missfallen ihrer Eltern. Was später zu Konflikten führen sollte, denn wir Kinder wurden 1946 „katholisch umgetauft“ - meine Mutter konvertierte mit uns zurück zum katholischen Glauben. Ohne uns zu fragen oder Bescheid zu sagen. Ein Gelübde in der Familie meiner Mutter spielte dabei eine für mich undurchschaubare Rolle.

Wie im Dorf üblich kamen gleich nach meiner Geburt an einem heißen Sommerabend die Bauern und Nachbarn ins Zimmer. „Sag emol, Margotle, hast du dem junge Pursche (Burschen) die scheene Aacha (schönen Augen) mit Gutralin (einer schwarze Schuhcreme) geputzt?“. Mehr als zwei Jahre später bekam ich mit Joachim und Dietmar Zwillinge als Spiel- und Raufgefährten.

Mein Vater konnte seine pazifistische Einstellung vermutlich eine Zeit lang verbergen. Als zunächst „unabkömmlicher“ Lehrer hatte er gehofft, verschont zu bleiben. In den ersten Kriegsjahren arbeiteten die Schulen noch fast normal.

An eine beunruhigende Wahrnehmung kann ich mich gut erinnern, sie könnte aus dem Jahr 1942 sein. Mein Vater hatte mir gezeigt, wie Wildgänse in Formationen Richtung Breslau zogen. Jetzt sehe ich Schwärme von hässlichen Vögeln, die in Formationen mit einem brüllend-aggressiven Lärm in eine andere Richtung fliegen. Richtung Oppeln. Immer wieder, immer mehr. Meine Mutter sagt, sie fliegen in den Krieg. Sind das Raubvögel? Diese Vögel kenne ich nicht, sie haben einem metallisch-glänzenden Bauch. Sie sind hässlich. Sie machen mir große Angst. Ich spüre, dass auch meine Eltern sie nicht mögen. Einige Erwachsene scheinen sich über sie zu freuen. Warum?



1943, wohl im Mai, wurde mein Vater zum Kriegsdienst „eingezogen“. Zu meiner Mutter soll er gesagt haben: „Ich will niemanden erschießen! Eher will ich selbst sterben, wenn das Schicksal es so will“.

Dieses Foto, von unserer Mutter durch alle Kriegswirren gerettet, werde ich auf die Reise mitnehmen. Unser Vater verlässt uns. Er muss heute „in den Krieg ziehen“. Er hält meinen Bruder Dietmar im Arm, meine Mutter hält Joachim (oder ist es umgekehrt?). Ich bin tief traurig, weine, an seine Seite gelehnt. Ich will ihn nicht gehen lassen. Ich ahne, er kommt nicht zurück. Die für ihn gepflückten Blumen? „Wann wird man je versteh'n?“

Seinen letzten „Feldpost-Brief“ vom 15. Juni 1943 bewahrte meine Mutter auf, gab ihn meinem Bruder. Mein Vater schreibt: „Wir wollen aber hoffen, dass der Krieg bald zu

Ende geht und ich wieder glücklich zu euch, meine Lieben, zurückkehren kann. Dass Hartmut so viel von mir erzählt, freut mich sehr. Ebenso die Tatsache, dass er großes Interesse für die Natur zeigt. Hartmuts Schlagfertigkeit und Hilfsbereitschaft sind auch gute Anlagen, die ihm später einmal sehr nützlich sein können. Wir wollen hoffen, dass wir an den drei Buben noch einmal sehr viel Freude erleben werden“.

Meine Eltern hatten sich einen Stern ausgesucht, den sie so oft wie möglich in der Nacht anschauen wollten, um sich verbunden zu fühlen. Ich erinnere mich an ein Lied. Meine Mutter sang es oft. Das Wolgalied. „Ich habe eine Stimme wie ein Blecheimer“ sagte sie zwar oft. Aber das Lied klingt in mir nach: „Hast du dort oben vergessen auch mich...“

11. Juli 2019 - Freiburg

Es gibt in meiner Erinnerung noch viele Bilder aus jener Zeit - zu Oppeln, Heidersdorf und Damrau. Also den Orten, die ich in der kommenden Woche besuchen möchte. Innere Bilder haben viel Kraft, und sie tendieren dazu, im Alter wieder stark aufzutauchen. Steffen Ries von der Innovation Academy in Freiburg, mit dem ich in den letzten Jahren Quartiersführungen im Freiburger „Ökoviertel Vauban“ machte, arbeitet in Teilzeit in einem Pflegeheim. Er erzählte mir letzte Woche, dort habe er immer wieder mit alten Menschen zu tun, die von verdrängten Bildern im Alter eingeholt werden. Sie gerieten dann oft in Apathie und Depression, oder werden aggressiv. Das hat mich nachdenklich gemacht. Und auch dazu beigetragen, diese Erinnerungsreise jetzt machen zu wollen.

Jetzt will ich die Orte kennenlernen - so wie sie heute sind. Versuchen, mich ihnen in der Gegenwart zu öffnen. Den Menschen dort freundlich zu begegnen. Akzeptieren, dass diese Orte jetzt i h r e Heimat ist. Kann ich meinen inneren Frieden schließen mit den Kriegs- und Nachkriegserinnerungen? Mein Verstand hat das längst getan, aber sind meine Gefühle schon so weit?

Ich habe alte Erinnerungsfotos gefunden, in schwarz-weiß, unscharf, verblichen. Mein Bruder Joachim hat sie aufbewahrt und mir gegeben. Einige habe ich heute auf einen farbigen Fotokarton gelegt, um sie mit einer Farbe „einzuhüllen“. Die gelbe Farbe um das Portrait unseres Vaters erinnert mich an seine gütige Ausstrahlung. Er war meine „Sonne“. Das Foto meiner Mutter habe ich mit einem warmen Rot umgeben, eine Farbe für ihre besondere Art von überfließender, manchmal vereinnahmender Liebe. Die grüne Farbe, die das Abschiedsfoto umgibt, erinnert mich an die Bindung, Nähe und Liebe zur lebendigen Natur.

12. Juli 2019 - Freiburg

Ich wache auf, habe intensiv geträumt, erinnere mich gut daran.

Ich tanze in dem Traum mit einem kleinen Mädchen, es ist vielleicht 3-4 Jahre alt. Wir verstehen uns gut. Ich frage sie nach dem Tanz: „Haben wir uns gut miteinander verstanden?“ Das Mädchen zögert einen Augenblick, sagt dann: „Meistens ja, aber eine Zeit lang waren wir uns sehr fremd.“ Nachdenklich antworte ich ihr: „Ja, du hast recht, es tut mir sehr leid.“

Das Mädchen geht wieder zu ihrer Kindergruppe zurück, ein paar Meter rechts von mir. Ich bleibe in Gedanken versunken, meine Blicke schweifen zu ihr hin. Da löst sie sich aus dem Kreis der Kinder, kommt noch mal auf mich zu gerannt und flüstert mir ins Ohr: „Ich mag dich sehr.“ Ich bin gerührt. Sie löst sich wieder von mir, rennt zum Kreis der Kinder zurück. Sie spielen, singen und tanzen: „Machet auf das Tor ... es kommt ein gold'ner Wagen“.

Ich nehme mir vor, für das Mädchen ein Lied zu komponieren und es ihr zu schenken. Ich glaube, sie hat es gehört und sich gefreut.

13. Juli 2019 - Freiburg

„Heimat hat man nicht – Heimat baut man sich“. So antwortet Matthias Kneip in einem YouTube Video, als er von Schülern aus Oppeln in seiner neuen Heimat Regensburg besucht wird. Was bedeutet mir Heimat?

Wenn ich mich morgen in die Bahn setze, und nach vielen Stunden in Oppeln ankomme, bin ich da in meiner Heimat angekommen? „Wir haben unsere Heimat verloren, wir sind aus ihr vertrieben worden, wir wollen sie zurück“! So hörte ich meine Mutter und andere in der schlesischen Landsmannschaft in Dülmen in Westfalen sagen. Dort waren wir nach dem Krieg als Flüchtlinge gelandet. Sie trafen sich regelmäßig. Es gab Schlesierabende, eine schlesische Jugendgruppe, in der ich mitmachte. Jedes Jahr gab es in Dülmen einen „Tag der Heimat“ mit schlesischen Trachten auf dem Marktplatz. Ich „durfte“ dort Gedichte vortragen - von Eichendorff und Angelus Silesius. Schlesische Dichter. Ein Teil von mir wehrte sich gegen solche Brauchtumpflege, ein anderer Teil fühlte sich wehmütig angezogen von Liedern wie „Land der dunklen Wälder und kristallinen Seen“, dem Riesengebirgslied und den Sagen vom Rübezahl. Als ein neuer Verein, die DJO, die „Deutsche Jugend des Ostens“, unsere Jugendgruppe vereinnahmte, war für mich Schluss. Ich spürte den politischen Rechtsdrall, das sture Festhaltenwollen, das Nicht-Vergeben-Können. Der ehemalige Intendant des Breslauer Theaters, Herr Koch und seine Frau, hatten unsere Gruppe mit Liedern, Tänzen und Theater zusammengehalten. Wir trafen uns im Schlosspark unter alten Bäumen und sangen inbrünstig: „Kein schöner Land in dieser Zeit, als hier das unsre weit und breit“. Herr und Frau Koch hatten eine wunderschöne blonde Tochter in meinem Alter, mit langen Zöpfen und einer kristallklaren Stimme.

Aber nein. Ich wollte nach vorne leben und nicht nach hinten schauen und Verlorenem nachtrauern. Deutschland hatte den Krieg angezettelt. Im Geschichtsunterricht war mir klar geworden, dass Deutschland einen hohen Preis dafür zahlen musste. Für den Wahnsinn des Mordens. Für das Leid, das Hitler und viele, die ihm folgten, angerichtet hatten. Dass es uns traf, auch uns Kinder.

So einfach war das mit dem Nein-Sagen aber nicht. Meine Mutter wurde aktiv im BHE, dem „Bund der Heimatvertriebenen und Entrechteten“ - einer kleinen Partei, die sich damals bildete. Meine Mutter galt als sympathisch und engagiert. Sie wurde als Abgeordnete des BHE in den Stadtrat in Dülmen gewählt. Es gab zu Hause heiße Diskussionen, als sie mich aufforderte, Wahlpropaganda-Zettel für den BHE in die Briefkästen zu werfen. Das nicht zu tun wäre Verrat an ihr und der Familie gewesen! Insgeheim bewunderte ich sie ja für ihr

Engagement. Sie baute auch den VdK, den „Verband der Kriegsgeschädigten und Behinderten“ in Dülmen auf. Mit dem Mut einer Löwin stellte sie den Sozialminister Hemsath von NRW in der Aula des Gymnasiums vor 300 Leuten zur Rede: „Warum tun Sie nichts für uns Kriegerwitwen und Menschen, die ihre Heimat verloren haben?“ Sie war stolz darauf, sich zu engagieren, und ich war stolz auf sie.

Die Familie eines Mühlenbesitzers in Dernekamp hatte uns als Flüchtlingsfamilie einen Mehlspeicher freigeräumt, als wir aus dem Flüchtlingslager Lette 1946 dorthin kamen. Ich durfte in der Mühle schon früh mitarbeiten, Mehlsäcke mit der Sackkarre befördern, das Getreide der Bauern mit einem Flaschenzug in das Silo hochziehen. Ich wurde gebraucht, anerkannt – als Junge, der anpacken kann. Die Mühle in der Bauernschaft Dernekamp im Münsterland eroberte ich mir als meine „neue“ Heimat. Ein Ort, an dem ich mich zugehörig fühlte. Ist Heimat da, wo man sich zugehörig fühlt?

Aber jetzt bin ich einfach neugierig zu schauen, wie es in meiner „alten“ Heimat heute aussieht. Dort, wo ich als Kind gelebt habe. Gibt es da noch so etwas wie ein Gefühl, dass ich mich dort noch zugehörig fühle? Falls ja, was ist das Verbindende?

14. Juli 2019 - unterwegs Richtung Schlesien

Bin um 8.57 Uhr in Freiburg mit dem ICE Richtung Ostberlin gestartet, von dort geht es weiter über Frankfurt/Oder und Breslau nach Oppeln. Wenn alles gut geht, treffe ich dort kurz vor Mitternacht ein. Der Himmel in Freiburg ist blau, kurz vor Offenburg nimmt die Bewölkung zu. Habe nur 4 Stunden geschlafen, bin aufgeregt. Beim Aufwachen habe ich gesehen, dass ich Nasenbluten hatte. Als Kind und Jugendlicher hatte ich das oft, aber in den letzten Jahren nur noch selten. Bin gut gelaunt und habe mich gut mit Broten und Getränken versorgt.

Der reservierte Platz in einem Ruheabteil lässt mich rückwärts fahren. Das passt ja gut zu dieser Reise an Orte der Vergangenheit! Die Landschaft huscht schnell vorbei, der Regen der letzten Tage hat der Natur einen Schub ins Noch-Grüner-Werden gegeben. Links sehe ich die leicht verhangenen Berge des Schwarzwalds, rechts ahne ich die Vogesen. Ich fühle mich wohl in Südbaden und Freiburg.

In Karlsruhe regnet es. Schlieren laufen unregelmäßig und schnell draußen an den Fenstern herunter. Es klart auf. Der Zug beginnt zu singen auf dem Weg nach Mannheim, die Melodie klingt wie „On the rivers of Babylon“. Im Osten liegt Heidelberg, wo ich lange lebte.

Ich fühle mich sehr wach, als der Berlin-Budapest-Express, in dem ich von Frankfurt an der Oder über Breslau nach Oppeln fuhr, hinter Frankfurt die Oder überquert. Der Zug fährt sicher über die Brücke, die Landschaft ändert sich abrupt: Wälder, Felder, Wiesen. Ab und zu fliegt ein kleines Gehöft vorbei. Ich sauge diese Bilder in mir auf, bis es dunkel wird und nur noch ab und zu kleine Stationen vorbeihuschen. Vier junge Polen steigen ein, unterhalten sich laut. Ich verstehe nichts, schließe die Augen und überlasse mich dem Klang der Sprache. Anfangs spüre ich Widerstand gegen diesen unbekanntem Wortfluss, die kräftigen Stimmen. Aber als mich der mir gegenüber sitzende Pole in englischer Sprache anspricht, entwickelt

sich ein Gespräch. Die Gruppe fährt auch nach Oppeln, unser Gespräch versiegt. Ich werde müde und schlafe ein.

Als ich bei einem Halt gegen 23 Uhr meine Augen öffne, werde ich plötzlich hellwach. Ich höre eine Durchsage. Ich erschrecke: „Dabrowa Niemodlinska“. Dambrau!

Die neue alte Welt holt mich ein. Die jungen Polen verabschieden sich in Oppeln freundlich von mir. Ich gehe hinaus in die Nacht zum Hotel. Seine Lage hatte ich mir auf Google Maps gut eingepägt und finde es schnell, ganz in der Nähe des Bahnhofs.

15. Juli 2019 - Oppeln und Dambrau

Ich habe nach der langen Bahnfahrt gestern über Ost-Berlin, Frankfurt/Oder und Breslau tief und traumlos geschlafen. Ich wache auf. Die Sonne scheint. Sommer in Schlesien. Zunächst will ich die Stadt erkunden. Unser Opa, der Vater meiner Mutter, hat in Oppeln bei einer Versicherung gearbeitet. Meine beiden Brüder sind in Oppeln geboren worden. Im Oppelner Rathaus, wo auch das Bezirkswehramt war, hat meine Mutter vom Tod meines Vaters erfahren.

Oppeln wirkt lebendig, jung, viele Studenten bevölkern die Straßen. Vom Gefühl her fast wie Freiburg. Nur halb so groß, aber 32.000 Studenten! Ich schlendere durch die Fußgängerzone, zum Rathausplatz, auf den Universitätshügel. Alles, was ich höre und sehe, ist polnisch, kein Englisch, kein Deutsch. Ungewohnt, aber nicht beängstigend. Im Tourist Office finde ich zwei Broschüren in deutscher Sprache, die mir die Orientierung erleichtern.

Zum Rathaus zieht es mich magisch hin. Aber ich merke einen Widerstand in mir. Erst mal ein Eis essen, etwas Süßes genießen, es ist heiß.

Ich setze mich auf eine Bank vor dem Rathaus - beginne unvermittelt zu weinen. Schmerz steigt wallend auf. Keine Wut. Wie oft habe ich schon in Bioenergetik-Gruppen meine Wut gegen Hitler und die Nazis rausgebrüllt. Das ist wohl „durch“. Aber der Schmerz, die tiefe Trauer, meinen geliebten Vater im Krieg verloren zu haben, bricht sich Bahn und schüttelt mich durch. Ich lege meine Hände vors Gesicht, damit niemand meine Gefühle wahrnimmt – und atme tief durch, immer wieder. Das tut gut, bringt mich ins Hier und Jetzt zurück. In mir tauchen Bilder und Fragen auf. Wie mag mein Vater gestorben sein? Was mag meine Mutter dort im Rathaus in einer Amtsstube gefühlt haben, als sie die Stimme vernahm, mein Vater sei „ehrentvoll und im Dienst des Vaterlands gefallen“? Wieso war sie so stumm, als sie mit kalter Hand meine Hand nahm, sie fest drückte? Wortlos zum Bahnhof ging mit mir, zurück nach Dambrau, wo ihre Eltern wohnten?



Dort legte sie sich hin, schien in eine lange Ohnmacht zu fallen. Ich hatte Angst, sie würde nie wieder daraus aufwachen. Saß lange an ihrer Liege. Es dauerte unendlich lange, bis sie aufwachte. Wie froh war ich, als sie die Augen öffnete und mich ansah. Da soll ich zu ihr gesagt haben: „Sei nicht traurig, ich werde auch mal ein Mann“.

Mit einem Ruck richte ich mich auf, schaue zum Rathaus, auf die Menschen um mich herum. Und fasse einen spontanen Entschluss:

Ich fahre noch heute nach Dambrau! Ich gehe zum Bahnhof, wie damals. Ich nehme den kleinen Jungen an der Hand. In Dambrau suche ich mit ihm zusammen unser Haus. Wir gehen langsam. Wir sprechen unterwegs miteinander. Ich tröste ihn.

Aber jetzt habe ich Hunger und gehe ich erst noch eine Pizza essen. Die Pizzeria liegt direkt neben dem ältesten erhaltenen Haus von Oppeln in einer Nebenstraße. Dort soll 1942 ein Hospital gewesen sein. Ob meine Brüder dort geboren wurden?

Nach einem kurzen Mittagsschlaf im Hotel fühle ich mich erfrischt und suche im Internet die Zugverbindungen nach Dambrau. Schreibe mir auf, was „Eine Fahrkarte Oppeln-Dambrau hin und zurück“ auf Polnisch heißt. Kann mir das sogar merken. Die Fahrkartenverkäuferin fragt mich etwas auf Polnisch, was ich nicht verstehe. Sie schaut mich prüfend an. Ich sage intuitiv „tak“ – ja. Auf der Karte steht dann „Senior, 25% rabat“. Hin und zurück 8 Zloty, 2 Euro, 50 Kilometer.

Der Zug nach Dambrau Richtung Breslau fährt ein, sein heiserer Trompetenton klingt lustig. Dambrau wird gleich die dritte Station sein, ich will sie nicht verpassen. Ich fühle mich wie auf einer Entdeckungsreise, aufgekratzt. Gelb-wogende Weizenfelder huschen vorbei, ich mache Kurzvideos durchs Fenster. Gehe nach vorn, die Tür zum Lokführer ist offen, der Blick öffnet sich auf die Strecke nach vorn. Dambrau eilt auf mich zu. Der Zug wird langsamer, hält – Dabrowa Niemodlinska! Dambrau bei Falkenberg.

Erinnerungen an Dambrau

In Dambrau stand das Haus, in dem meine Mutter aufgewachsen war. Hinter dem Haus war ein großer Garten mit über 100 Obstbäumen, den mein Urgroßvater angelegt hatte. Zwischen dem Haus und dem Garten war ein Werkschuppen, in dem ich als Kind gern herumstöberte. Ein Pfirsichspalier mit Bergpfirsichen, die sooo lecker schmeckten, hatte mein Urgroßvater an der Vorderseite errichtet.



Meine Mutter zog nach dem Tod meines Vaters 1943 aus Heidersdorf dorthin.

Besonders in Erinnerung ist mir die Zeit um meinen sechsten Geburtstag. Einige Tage vorher war mein Urgroßvater gestorben. Zwei Polen kam aus dem Dorf und zimmerten aus den Brettern im Werkschuppen eine Kiste, die sie zunagelten. Wir Kinder zogen hinter dem Bollerwagen her mit

zum Friedhof. Meine Großmutter traf das schwer, sie hörte nicht auf zu weinen und zu

jammern, auch weil ihr Mann noch nicht zurückgekommen war aus dem Krieg. Am Tag vor meinem Geburtstag spielte ich im Garten. Ich hatte eine leere Zigarrenkiste gefunden und legte einen Regenwurm hinein, der mir leid tat, weil er auf der Erde herumkrabbelte. Ich wollte ihn begraben. Mit einem Schaufelchen grub ich gerade ein Loch, da kam meine Mutter dazu. Sie wollte wissen, was ich da mache. Sie erschrak und verbot mir weiter zu spielen, das würde Unglück bringen.



Am Tag darauf, meinem 6. Geburtstag, ging ich vormittags auf den Dachboden um etwas zu holen. Voller Schrecken sah ich, dass meine Großmutter dort an einem Strick an einem Balken hing. Reglos. Ich lief so schnell ich konnte runter und erzählte das meiner Mutter. Sie sah mich an mit den Worten: " Ich habe dir doch gesagt, dein Spiel bringt Unglück". Und ich fühlte mich tief schuldig. Immer wieder ertappte ich mich später dabei, zunächst bei mir die Schuld zu suchen, wenn etwas schief ging und ein Schuldiger gesucht wurde.

Wir fahren im Zug nach Dambrau, mein inneres Kind und ich. Steigen aus. Eine Feldlerche jubiliert sich in die Höhe. Ja, den gleichen Weg will ich gehen, wie damals, zu unserem Haus, wenn ich es finde. Laut Google Maps 2,5 Km vom Bahnhof aus. Ich will, ich kann den Weg anders gehen als damals. Die kleine Hand des Vierjährigen liegt warm in meiner Hand, er schaut mich mit großen Augen an. Ich sage ihm, dass ich seinen Schmerz, seine Trauer und seine Ängste von damals kenne und noch in mir spüre, und dass er damals Verständnis, tröstende Worte und Zuwendung gebraucht hätte. Er nickt. Ich drücke ihn fest an mich, gebe ihm all meine Liebe. Wir bleiben manchmal lange stehen. Seine kleine Hand legt sich dann vertrauensvoll in meine große.

Langsam gehen wir die Straße in Richtung Dorfmitte weiter. Es ist heiß. Die ersten Häuser zeigen sich, Hunde bellen uns aus den Vorgärten an. Ich werde aufgeregter.

Die Straße steigt langsam an, links sehe ich jetzt das Dambrauer Schloss mit dem großen Park drum herum auftauchen, in dem mein Urgroßvater einen Landschaftsgarten angelegt hatte und Gärtner war.

Davor die Kirche, ich erkenne sie sogleich wieder an ihrem schönen Turm. Ich gehe hinein, bete lange und still. Für meinen Gärtner-Urgroßvater, den wir im Bollerwagen zum Begräbnis hinter die Kirche heraufgezogen haben. Für meine Großmutter, die sich aus Verzweiflung erhängt hatte. Für meinen Vater und meine Mutter, damit sie im Jenseits gemeinsam schlesischen Streuselkuchen essen können. Beim Rausgehen tauche ich automatisch zwei Finger in das Weihwasserbecken und mache das Kreuzzeichen.



Durch ein offenes Türchen schleiche ich mich in den Schlossgarten. Vorn ist er ganz verwildert, da war wohl der alte Friedhof. Das Schloss bröckelt an den Grundmauern.

In der Kirche und im Schlossgarten hat sich in mir ein Gefühl von Heiterkeit, Ruhe und stiller Freude ausgebreitet.

Jetzt will ich wissen, ob es „unser“ Haus noch gibt. Ich gehe von der Kirche und vom Schloss aus südlich weiter. Dann die vertraute Biegung zweimal nach rechts und - ja da ist sie, unsere „frühere“ Straße. Sie heißt jetzt Ks. Prof. Jozefa Sztonyka.



Das Foto unseres Hauses habe ich mir eingepägt, es hing im Zimmer unserer Mutter in Dülmen. Ich gehe die Straße weiter. Ja, da ist noch der kleine Teich, auf dem wir im Winter „geschlindert“ sind, wenn er gefroren war. Jetzt ist er mit einer Steinmauer eingefasst. Dahinter links müsste das Haus auftauchen. Ich gehe die Straße weiter hinunter - und wieder zurück.

Da gibt es viele neue Häuser. Keines, das älter als 50 Jahre zu sein scheint. Keines, das „unserem“ ähnelt. Kinder spielen in den Gärten und tollen herum. In mir singen die „Byrds“:

*To everything turn, turn, turn
There is a season turn, turn, turn
And a time to every purpose
Under heaven.*

*A time to build up
A time to break down
A time to dance, a time to mourn
A time to cast away stones
A time to gather stones together.*

*A time of love, a time of hate
A time of war, a time of peace*

Jetzt brauche ich einen Kaffee und habe Hunger. Am Powstancow Slaskich gibt es ein kleines Restaurant, das einzige in Dambrau: „Restauracja Dabrowianka“. Zwei Männer und zwei Kinder sitzen davor. Die alte Dame hinter der Theke spricht kein Englisch und Deutsch, ich kein Polnisch. Mit „kawa“ und „chleb“ mache ich mich verständlich. Sie macht mir einen starken Kaffee und zwei leckere Brote mit Tomaten und Schinken drauf. Ich lehne mich zurück, genieße. Meine Mutter erzählte uns, dass meine Urgroßeltern das einzige Gasthaus in Dambrau an der Kirche betrieben hätten. Es könnte hier gewesen sein.

Innerlich ruhig gehe ich gestärkt zum Bahnhof zurück.

Der kleine Junge ist jetzt groß geworden. Morgen ist mein 80. Geburtstag. Meine innere und äußere Welt haben sich gewandelt. Und ein Kölner würde mir sagen: „Et is, wie et is. Et kütt, wie et kütt. Un fott is fott.“

Die Sonne geht langsam unter. Im Abendlicht scheinen die Farben milder. Es ist angenehm kühl geworden.

16. Juli 2019 - Heidersdorf

Mein 80. Geburtstag! Heute will ich zu meinem Geburtsort fahren. Das kleine Dorf Heidersdorf liegt etwa 25 km westlich von Opatowitz, wie ich bei Google Maps sehe. Keine Bahnstation, keine Busverbindung, keine Radwege an den Straßen. Trampen war mal. Ich erlaube mir, mit dem Taxi hinzufahren.

Das kleine Dörfchen mit etwa 500 Einwohnern war meine Heimat von 1939-1943. Ich erinnere mich an eine eher schöne und ruhige Zeit. Einen Sandkasten gab es auf dem Bauernhof, wo wir wohnten, neben dem Misthaufen. Wenn die Störche kamen, jubelten alle im Dorf. Zu Ostern gab es das große „traditionelle Nassmachen“: die jungen Männer durften die jungen Frauen am Ostersonntag nassspritzen, wo auch immer sie auf sie trafen, auch mit Wassereimern aus dem ersten Stock. Am Ostermontag umgekehrt. Da gab es immer ein großes Gejohle. Meine Mutter backte zu Weihnachten Plätzchen. Sie versteckte sie, aber mein Vater und ich fanden sie natürlich. Darüber konnte sie sich – gespielt – sehr aufregen. Mein Vater war ansonsten sehr schüchtern. Wenn Besuch kam, zog er sich immer ins hinterste Zimmer zurück, wie mir meine Mutter erzählte. Und in der Schule habe er mit viel Geduld und Liebe jedem Schüler die Buchstaben ins Heft gemalt, vor allem das kleine „a“ hätte er so schön malen können.

Die nette Dame an der Rezeption des Hotels ist bereit, mir ein Taxi mit einem englisch- oder deutschsprechenden Fahrer zu vermitteln. Ich bin aufgeregt, nach 30 Minuten ist das Taxi da. Mit dem netten Fahrer, der sich als Juri vorstellt und gut englisch spricht, komme ich gut ins Gespräch. Er möchte gern in Deutschland studieren. Am liebsten Informationstechnologie. Jetzt will er erst mal Geld verdienen durch täglich 10 Stunden Taxifahren. Und Deutsch lernen sei auch nicht so einfach. Er amüsiert sich, dass ich Polnisch schwierig finde. Wir fahren über die Oder, an Dambrau vorbei und durch den großen Dambrauer Wald.



Wir nähern uns Heidersdorf. Zwischen Dambrau und Heidersdorf ist meine Mutter mit dem Rad oft durch diesen Wald hin und her gependelt. 10 Kilometer täglich zur Arbeit im Kindergarten. Vielleicht war diese Straße sogar ihr damaliger Radweg. Ich erzähle Juri, warum ich nach Heidersdorf fahren will, er gratuliert mir zum Geburtstag. Da kommt das Sträßchen, das rechts nach Heidersdorf abbiegt. Ich bitte Juri, langsam durch das kleine Straßendorf zu fahren, damit ich Fotos und Videos aus dem Fenster machen kann, eventuell auch anzuhalten. Die alten Bauernhöfe scheint es nicht mehr zu geben, neue Häuser überall, ich bin enttäuscht.

Doch, da sehe ich die Umrisse eines alten Hofes, der die Hufeisenform hat wie damals der Bauernhof, wo ich geboren wurde. Ich steige aus, alles ist überwachsen. Könnte es da gewesen sein?

Juri ist sehr hilfsbereit, schlägt vor, ein Foto von dem überwachsenen Grundstück zu machen. Ich lehne mich an das neue Eingangstor.



Wir drehen um, fahren noch mal die Dorfstraße entlang, da steht noch ein älteres Haus. Etwas größer, könnte das die Dorfschule gewesen sein? In der mein Vater ganz oben gewohnt und unten gearbeitet hat? Meine Fantasie macht Luftsprünge, ich weiß.

Das Dorf hat einen anderen Charakter bekommen, die Kleinbauernhöfe sind in der Zeit des Kommunismus aufgelöst worden. Die Felder waren damals klein, sie sind jetzt groß, werden gemeinschaftlich bewirtschaftet. In Oppeln und Falkenberg und einem neuen Industriegebiet haben die Menschen, die hier wohnen, Arbeit gefunden.

Die Gegenwart ist auch hier eingezogen, meine Bilder von damals verschwimmen, das Leben geht weiter. Juri fragt mich, was ich von Über halte, ob er da in Deutschland Arbeit finden könnte, und bringt mich zurück nach Oppeln.

Unterwegs lese ich auf WhatsApp die Geburtstagswünsche meiner Lieben in Freiburg, Hamburg und Vancouver.



Ich schenke mir zu meinem Geburtstag einen leckeren Fruchteisbecher. Und lasse den Tag ausklingen mit einem Spaziergang auf der Oderinsel und durch die Oppelner Altstadt. In dem alten Restaurant im Zentrum bestelle ich mir abends das Lieblingsgericht meiner Mutter: Schlesische Kartoffelklöße (Kließla), Rotkraut und Rollbraten. Und mit einem polnischen Weißbier und einer polnischen Nachspeise ist das ein leckeres Geburtstagsmenu.

17. Juli 2019 - Oppeln

Die Besuche in Heidersdorf und Dambrau will ich in mir nachklingen lassen. Ausspannen und nochmals Oppeln erkunden. Zuerst gehe ich durch die Altstadt ins Museum des schlesischen Polens, das in einem alten Jesuitenkloster in der Innenstadt modern eingerichtet und beeindruckend gestaltet ist. In drei Gebäuden: Geschichte, Malerei, Handwerk. Mit vielen Exponaten. Von der Steinzeit an war Schlesien besiedelt, in der Bronzezeit konzentrierten sich viele Siedlungen im Süden um Kattowitz. Immer wieder wechseln sich Slawen und Germanen als Siedler ab. Oppeln wurde zuerst auf der Nordseite der Oderinsel von einem slawischen Stamm besiedelt. Über viele Jahrhunderte war es ein Knotenpunkt für den Handel zwischen Ost und West, Nord und Süd. Eine beeindruckende Fotosammlung zeigt die Jahre des 2. Weltkriegs, Oppeln wurde zu 80% zerstört. Es wurde „entvölkert“, sagt die Dokumentation in englischer Sprache. Der Osten Polens wurde Russland zugeschlagen, die Polen dieses Teils wurden zwangsweise in den „entvölkerten“ westlichen Teil Schlesiens umgesiedelt. Im Hintergrund klingen in dieser Abteilung des Museums polnische Kampflieder. Ich bin wohl der einzige Tourist im Museum, werde unauffällig von jemandem im Hintergrund begleitet. Dann wird es laut, eine Schulklasse mit einer Lehrerin stürmt herein.



Am Nachmittag gehe ich auf die Oderinsel, fotografiere eine Skulptur von Musiol, einem beliebten Bürgermeister von Oppeln. Wie er durch die Stadt eilt, mit Aktentasche und fliegender Krawatte, das erinnert mich an unseren Opa. Wie oft er wohl in seinen Pausen von seinem Büro bei einer Versicherung schnell mal auf die Oderinsel gegangen ist?



Jedes Jahr findet seit den 60er Jahren das Festival des polnischen Lieds in Oppeln statt. Dafür hat man ein großes Amphitheater an der Oder gebaut und ein Museum. Dort gehe ich am Nachmittag hin, bekomme ein Headset und höre und sehe auf Videoclips die Songs der bekannten polnischen Interpreten. Ich verstehe zwar nichts, aber die meisten Melodien von Volkslied bis Pop und Jazz gefallen mir.

Am Abend gehe ich nochmals Richtung Bahnhof, um die alte Lok für meinen Bruder Jocki zu fotografieren, die in Oppeln gebaut wurde. Jocki liebt Eisenbahnen.

Ein freundlicher älterer Herr spricht mich an. Er fragt, ob ich Tourist sei und beginnt deutsch mit mir zu sprechen. Er scheint Zeit zu haben, will sich mit mir unterhalten und ist mir sympathisch. Er fragt mich, warum ich hier bin und ich erzähle ihm meine Geschichte. Er sagt, er lerne privat deutsch. Er stellt sich vor: „Ich heiße Eugen“. Sucht nach Worten, ist 70 Jahre alt, zeigt mir auf seinem Smartphone Fotos von der Kommunionfeier seiner Kinder, ich zeige ihm Fotos von meiner Familie. Er kramt in seinem Gedächtnis, manchmal lange, beginnt zu singen: „Grün grün grün sind alle meine Kleider“ und „Mein Hut, der hat drei Ecken...“. Ich stimme mit ein, wir lachen beide. Als wir zur Strophe „Schwarz schwarz

schwarz sind alle meine Kleider...“ kommen, freut er sich, dass er das Wort „Schornsteinfe-ger“ nach mehrmaligem Probieren richtig erinnert und ausspricht. Ich bewundere ihn. Ganz ruhig und langsam sucht er nach Worten, ich übe mich in Geduld. Mir gehen die Wörter mit den vielen Zischlauten im Polnischen schwer über die Lippen, lange übte ich, um Heidersdorf auf Polnisch richtig sprechen zu können: Goscie-jo-wí-ce! Betonung auf der zweitletzten Silbe. Nur „Dschenkúje – Dankeschön“ kommt mir schon flüssig von der Zunge.

Wir, Eugen und ich, verabschieden uns nach gefühlt einer Stunde mit viel Lachen und einem kraftvollen Händedruck.

Juri und Eugen. Menschen in Polen. Ich freue mich, dass ich euch kennenlernen durfte!

18. Juli 2019 - Rückfahrt nach Freiburg

Auf der Rückfahrt mit dem Zug - über Breslau und Liegnitz in Richtung Görlitz - ahne ich südlich das Glatzer Bergland. Dort sind wir im Winter 1944 Richtung Prag vor der roten Armee geflohen. Nach und nach tauchen Erinnerungen auf.

Auf der Flucht

Meine Mutter erzählte uns, dass eine Freundin aus Bonn im Herbst 1944 zu Besuch kam und ihr dringend geraten hat, sie sollte mit uns und ihrer Mutter irgendwo in die Berge fliehen. Die Russen würden bald da sein und sich an allen Deutschen rächen. Es gäbe Berichte von vielen Gräueltaten und Vergewaltigungen.

Ich erinnere mich, wie wir im Pferdeschlitten im Winter in hohem Schnee zu Bekannten in ein kleines Dorf ins Glatzer Bergland fahren, wo wir ein Zeit lang blieben.

Meine Mutter wurde dort immer wieder von Depressionen und Verzweiflung überfallen. Ich erinnere mich, wie sie an einem Wintertag mit uns drei Kindern an einen nahen See spazieren gehen wollte. Dort ging sie langsam ins Wasser hinein und zog uns hinter sich ins Wasser hinein. Ich und meine Brüder schrieten laut und versuchten, sie mit all unserer kindlichen Kraft zurückzuhalten. Später, als sie darüber sprechen konnte, sagte sie, wir hätten sie so stark an ihrem „Schürzenbändel“ zurückgezogen, dass sie zu Sinnen kam. Sie hatte später ihr ganzes Leben lang große Angst vor Flüssen und Wasser. Sie konnte nicht ohne Angst über eine Brücke gehen und wollte nie eine Rolltreppe betreten.

Die „Front“ und die Russen kamen näher. Meine Mutter, meine Oma und wir Kinder liefen aus dem Glatzer Bergland weiter Richtung Prag. Ich erinnere mich an einen Bollerwagen, mit dem wir unterwegs waren.

Kalt, es ist furchtbar kalt. Schnee flockt herunter und dämpft jedes Geräusch. Meine Mutter hält einen Augenblick inne, dreht sich um, ihr grüner langer Feldmantel und ihre Haare sind voller Schnee. „Halt dich grade! Und pass gut auf die Kleinen auf“ ruft sie mir zu. Ich nicke. Meine Mutter zieht den Bollerwagen vorn, ich schiebe ihn hinten. Eiskalter Wind beißt in die Ohren. Auf dem Bollerwagen: ein paar alte Säcke, ich weiß nicht, was drin ist. Oben drauf

sitzen „die Kleinen“, meine „Brüderle“. In graue Decken eingewickelt, ganz still. „Ja, ja, ich pass gut auf, dass sie nicht runterfallen“. Meine Mutter hält wieder an, nestelt die beiden noch wärmer ein und stapft weiter. Ich schiebe. Meine Hände sind warm, gut in Fäustlinge eingepackt – wutwarm. „Verdammt, ich will auch da oben sitzen, will gezogen werden und nicht schieben.“ Meine Füße laufen automatisch weiter. Unter ihnen zerknirscht der Schnee. Der Wind heult. Die Räder quietschen und krehlen.

Nur weg aus Schlesien, immer weiter. „Die Russen kommen“. Das sind die, die meinen Vater erschossen haben. „Werden sie uns auch erschießen, wenn sie uns hier einholen?“ „Die Russen sind kinderlieb und schießen nicht auf Kinder“! Der Satz geht mir immer wieder durch den Sinn. Ein bisschen geht die Angst davon weg, und ich wiederhole den Satz leise und oft. Ich mag meinen Opa, und bestimmt hat er Recht. „Wo ist er jetzt?“ Bestimmt lebt er noch. Er musste auch in den Krieg.

Im Flüchtlingslager bei Prag

Wir kamen in einem großen Flüchtlingslager in der Tschechoslowakei an, 30 km südlich von Prag, wo wir den Winter über blieben. Wir Kinder lernten, uns möglichst unauffällig zu verhalten. „Rumflennen“ (weinen) war verboten. Ich weiß nicht mehr, wie lange wir unterwegs waren, und wie wir dahin kamen – in dieses große Barackenlager mit den vielen Frauen und Kindern. In der Nähe ratterten oft lange Güterzüge vorbei. Meine Oma sagte oft: „Wenn der nächste Zug kommt, mach ich Schluss!“ Meine Mutter musste sie dann zurückhalten.

Der Frühling kam, es wurde wärmer. Aus dieser Zeit im Lager taucht bei mir ein starkes und beglückendes Bild auf, das mich noch jetzt berührt, wenn ich daran denke.

Es ist Ostern, die Sonne scheint, der Himmel ist tiefblau. Irgendwo in der Ferne läuten Kirchenglocken. „Wisst ihr was - heute gehen wir spazieren, da vorn in die Hügel.“ Einige ältere Mädchen rufen uns zu sich, uns, die „Kleinen“. Ihre Blicke verraten, dass sie sich etwas ausgedacht haben. „Kommt, wir gehen Ostereier suchen“! So schnell es geht, brause ich mit den anderen los, raus aus dem Lager. Die Erde duftet, die Vögel singen, die Sonne wärmt. Das Gras leuchtet und freut sich aufs Wachsen. Wir laufen einen kleinen Feldweg hoch, hinter den Mädchen mit ihren bunten Röcken her. Sie drehen sich um, deuten nach rechts, zur ansteigenden Wiese, auf der sich die ersten Blumen aus dem Grün herauswagen. „Wo habt ihr die Eier versteckt?“ Die schelmisch-herausfordernden Blicke der Mädchen verraten nichts, machen uns neugierig, meine Beine laufen durchs Grün, leicht, flink, wie von allein. Da, hinter einem Maulwurfshügel, von einem Grasbüschel versteckt, blitzt etwas Buntes - ein Ei, ein bemaltes Ei!!! Ein Juchzer, ich sammle es auf - und ich darf es behalten! Ich drücke es fest an meine Brust, mache einen Freudensprung, noch einen, zerre einem Mädchen am Rock, tanze über die ganze Wiese und jubele.

Als jeder ein Ei gefunden hat, gehen wir zurück ins Lager. Ich weiß nur, wie schön es in mir geklungen hat, und noch nachklingt, das Lied, das die Mädchen auf dem Rückweg gesungen haben: „Lachend, lachend, lachend kommt der Frühling über das Land.“

Wenige Wochen später, am 8. Mai 1945, war der Krieg zu Ende.

19. Juli 2019 - Freiburg

Fast alle im Lager wollen in die Heimat nach Schlesien zurück. Auch meine Mutter und Großmutter, die die ganze Zeit bei uns war, entscheiden sich für die Heimkehr in die Heimat nach Dambrau, ohne zu wissen, was sie dort erwartet.

Als wir nach langer Zeit dort ankommen, ich weiß nicht wie, oder wie lange wir unterwegs waren, ist das Haus meiner Großeltern von einer polnischen Familie aus Galizien bewohnt. Sie wurde aus Ostpolen nach Schlesien „umgesiedelt“ und unser Haus wurde ihr als neue Heimat zugewiesen. Ostpolen wurde von den Russen besetzt, und Millionen von Polen aus Galizien mussten ebenfalls ihre alte Heimat verlassen und wurden in Schlesien angesiedelt. Die Familie sagt, sie sei auch vertrieben und sie hätten als Entschädigung dieses Haus erhalten. Aber sie sind freundlich, haben Mitleid mit uns und erlauben uns, auf dem Dachboden zu wohnen. Meine Mutter wird täglich zur Zwangsarbeit von Polen und Russen abgeholt, ich passe tagsüber auf die beiden kleinen „Briederle“ auf. Meine Großmutter jammert, sie hat keine Lebenszeichen von ihrem Mann, weiß nicht, ob er noch lebt, wird von ihrem Kummer immer wieder überwältigt. Ob sie sich um uns „gekümmert“ hat, weiß ich nicht mehr. Ich erinnere mich nur, dass ich ihr nicht enden wollendes Jammern nicht mehr hören wollte und mich dann in den Garten oder die alte Werkstatt verzog.

Wir sind viel auf der Straße mit anderen Kindern unterwegs. Alle zurückgekehrten Frauen unter 65 müssen täglich 8 Stunden Zwangsarbeit leisten, meistens auf den Feldern. Sie erhalten keinen Lohn, im Sommer wohl ab und zu Gemüse, die Mütter erbetteln von Bauern im Dorf Milch für ihre Kinder. Unsere Mutter schickt uns Kinder im Herbst nachts auf die Kartoffelfelder, um dort Kartoffeln für uns auszubuddeln. Das ist verboten, man wird dafür erschossen. Unsere Mutter erklärt uns: „Wir Erwachsenen können die Kartoffeln nicht klauen, aber die Russen sind kinderlieb, die schießen auf Kinder nicht.“ Wir haben Angst. Wir holen dennoch die Kartoffeln. Tagsüber gehen wir in die Kuhställe der Bauern, um Salz von den Salzklumpen abzuschaben, an denen die Kühe lecken. Dann haben wir am nächsten Tag was zu essen. Ab und zu bringt unsere Mutter Butter von einem Bauern. Noch heute sind Kartoffeln mit Butter und Salz eine Delikatesse für mich. Tagsüber zeigt mir ein Mädchen, mit dem ich die Wollfäden aus alten handgestrickten Pullis herausziehe, die wir auf irgendwelchen Dachböden gefunden haben, wie man Schals strickt, damit wir nicht frieren. So lernte ich mit 6 Jahren Schals und einfache Pullis stricken, für mich und meine „Briederle“, damit wir nicht frieren.

Ein russischer Soldat kommt zu uns und will meine Mutter auf dem Dachboden besuchen. Wir Kinder versuchen, ihn beim Besteigen der Leiter zum Boden festzuhalten. Joachim krallt sich an sein Hosenbein und schreit.

Ich grabe auf Anweisung unserer Mutter abends tiefe Löcher im Garten, wo sie die Feldpost unseres Vaters in Weckgläsern verstecken will, damit niemand sie findet. Ich buddele die Löcher wieder zu, es soll wie ein Spiel aussehen. Niemand darf das sehen.

Nach einem Jahr wurden die nach Schlesien zurückgekehrten Deutschen vor die Wahl gestellt, das Land zu verlassen oder die polnische Staatsangehörigkeit anzunehmen, Polnisch zu lernen und nur noch polnisch zu sprechen. Deutsch zu sprechen wurde verboten.

Meine Mutter wollte fort und wir gingen wieder auf eine lange ungewisse Reise. Wir stiegen in Viehwaggons, in denen sonst Kühe und Schweine befördert wurden. Keiner wusste wohin, unsere mit 40 – 60 Menschen vollgepfropften Waggons waren lange unterwegs, mal nach Osten, mal nach Westen, mal standen sie still. Eines Tages sollte unser Zug die Oder in Richtung Westen überqueren. Wir hatten Angst, dass die scheinbar schnell erstellte Behelfsbrücke unter dem Zug zusammenkrachen würde oder man den Zug sprengen würde, denn überall waren Leuchtwarnkugeln in der Luft zu sehen. Daran habe ich folgende Erinnerung.

Leuchtraketen

Ich bin sieben. Rhythmisch rattern die Räder. Eine Schlange Güterwaggons irrt durch die Gegend, wechselt dir Richtungen. Jeder Waggon voll mit Menschen, die ihre Heimat Schlesien zum zweiten Mal verlassen. Die auf Stroh und Strohmatten dicht nebeneinander hocken oder liegen. Wieder einmal hält der Zug, er hält oft stundenlang. Keiner weiß, wann und wohin es weitergeht. Ein schriller Pfeifton, die Lok bäumt sich auf, zieht die Ratterschlange wieder an. Einer ruft: „Wir fahren nach Westen!“ Ein Raunen und Aufatmen durchfluten das Dunkel. „Die Neiße ist bestimmt nicht mehr weit! Da soll es eine Brücke in den Westen geben. „In den Goldenen Westen“ . Zwei Zauberworte . Der Zug hält abrupt, jemand öffnet die Tür von außen. „Alle raus – wir schauen nach, wo wir sind!“ Mein Opa steigt als erster aus, er ist Vertrauensperson unseres Waggons und geht nach vorn an die Zugspitze, spricht dort mit anderen. Vor uns ein Fluss – und eine Brücke. „Das muss die Neiße sein“ ruft jemand aufgeregt. Auf der Brücke arbeiten ein paar Männer - laute Hammerschläge schallen herüber. Am anderen Ufer steigen rote, gelbe, grüne Lichter in den Himmel. Was bedeuten sie? „Leuchtraketen, keine Flak“ – sagt jemand. Kann der Zug die Brücke überqueren? Motorengeräusche dringen vom anderen Ufer herüber. „Das sind die Engländer, oder die Amerikaner“, schreit jemand. „Die Motoren, hört doch, die singen, ganz anders als die russischen“. Mein Opa kommt zurück, nickt uns zu, alle steigen ein. Der Zug setzt sich tastend in Bewegung, fährt jetzt ganz langsam auf die Brücke zu. Ich halte den Atem an, im Waggon ist es still geworden. Unter uns knarrt und ächzt die Brücke, die Waggons schlingern und stampfen sich ganz langsam vorwärts. Die Dampfflok zaudert - zischt und zieht. Oh je, oh je – ruft eine Frau in der Ecke. Ein Baby weint auf, Frauen beten den Rosenkranz. Ein langer, ein befreiender kraftvoller Pfeifton von vorn, das Knarren und Ächzen unter uns wird leiser, der Zug nimmt langsam und gleichmäßig Fahrt auf. Draußen singen die LKWs. „Die begleiten uns in die Freiheit“ höre ich jemanden sagen. Ich atme tief durch. Jemand hat die Tür einen Spalt geöffnet, Licht, Luft und Sonnenstrahlen hellen das Dunkel auf. Die Spannung löst sich – einige schluchzen, andere lachen und fallen sich in die Arme. Die Rosenkranzfrauen beten unbeirrt weiter. Ich will auch was sagen, irgendwas, mir fällt ein Lied ein, zur goldenen Abendsonne, wie bist du so schön. „Sei nicht so altklug!“ weist mich ein Erwachsener zurecht. Ich verstumme. Aber das Gefühl von Erleichterung teilt sich allen mit. Als der Zug wieder hält,

bekommen wir zum ersten Mal von Frauen mit einem roten Kreuz auf dem Ärmel Selterswasser zu trinken und eine warme Suppe: der Himmel auf Erden.

20. Juli 2018 Freiburg

1946 - 1951 Leben auf dem Land

Danach wurden wir von englischen Militärlastwagen in verschiedene Flüchtlingslager in der englischen Besatzungs-Zone gebracht, ich erinnere mich an Celle, Friedland und Lette. Dort lebten wir immer einige Wochen, ehe wir von Lette aus nach Dernekamp bei Dülmen in Westfalen auf Bauernhöfe verteilt werden sollten. Etwa 40 – 60 Personen waren es wohl, die auf dem Schulhof in Dernekamp bei Dülmen „abgeladen“ wurden. Die Bauern der Umgebung kamen mit Pferdewagen und durften sich als Arbeitskräfte für ihren Hof aussuchen, wen sie wollten. So eine Art Sklavenmarkt, sagte meine Mutter später. Unser Opa wurde als Arbeitskraft auf einen Bauernhof geholt, alle anderen Jüngeren und Kinderlosen auch, meine Mutter blieb mit uns drei Kindern am späten Abend sitzen: „Wer nimmt schon eine Frau mit drei kleinen Kindern?“ so meine Mutter später. Der Dorflehrer Steens hatte Mitgefühl mit uns und bot uns an, auf seinem privaten Dachboden ein paar Wochen zu bleiben. Er setzte sich für uns weiter sehr ein und es gelang ihm, dass wir nach vier Wochen in der Mühle Brüggemann eine einfache Bleibe fanden, wo wir einige Jahre lang wohnten.

Von jetzt an füllt sich das Panorama der erinnerten Bilder und Erlebnisse mit helleren und schöneren Farben und Erlebnissen. Brüggemanns hatten einen Mehlspeicher für uns freigeräumt. Über eine schnell gezimmerte Holztreppe ging es hinauf zur „Wohnung“, durch die Tür oben hier auf dem Foto.

Brüggemanns hatten die Mehlsäcke in einen anderen Lagerraum gebracht und den Raum mit einfachen Holzwänden so unterteilt, dass ein Wohn- und Schlafraum daraus wurden.

Im Wohnraum stand ein „Kanonenofen“, um den wir uns im Winter versammelten. Auf die Platte legten wir dann Ziegelsteine, die gewärmten Ziegel umhüllten wir mit Zeitungspapier und wir konnten dann unsere Füße damit im Bett wärmen. Das Bett waren nebeneinander auf dem Boden liegende Strohsäcke. Wenn sich einer von uns in der Nacht umdrehte, mussten sich alle mit umdrehen, damit niemand am Rand herunterfiel.



Neben der Landwirtschaft hatten Brüggemanns eine Mühle, einen Holzsägeplatz, einen Futtermittelhandel und einen Laden mit Ausschank. Jeder von uns bekam eine Aufgabe: Opa versorgte die Hühner, ich half ihm dabei und durfte die Kühe füttern. Die Hühner liefen auf dem ganzen Gelände herum und legten ihre Eier an den unmöglichsten Stellen ab. Die machten wir bald ausfindig, brachten sie in den Laden und bekamen dann immer ein Ei als Dankeschön. Später durfte ich bei der Heu- und Kartoffelernte mithelfen, in der Mühle

Mehlsäcke abfüllen, das angelieferte Getreide der Bauern mit dem Flaschenzug ins Silo holen. Nicht Lokomotivführer war damals mein Traumberuf, sondern Obermüller.

Herr Brockmann, dem ich half, Futtermittel auszugeben, wurde ein Freund, der mich später immer wieder zu Hilfsleistungen heranzog. Unser Dackel Fiffi war immer dabei. Mutter half im Büro, schnitt und verteilte die Lebensmittelmarken. Alle Lebensmittel waren in den ersten Jahren rationiert, jeder durfte mit den Marken nur eine kleine Menge an Butter, Mehl oder Brot einkaufen. Ich fuhr auf dem Pferdewagen mit nach Dülmen, um dem Bäcker Mehl zu bringen und Brot zu holen, das immer herrlich duftete.

Ein kleines Paradies tat sich auf: der Bauer hatte 7 Mädchen, einige in unserem Alter, mit denen wir draußen spielen konnten, wenn es schön war, und im Kuhstall auf dem Heuboden bei schlechtem Wetter. Gisela war so alt wie ich, wir spielten oben auf dem Heuboden, erzählten uns Geschichten und ließen uns kichernd die Heuballen herunterkullern. Der Holzplatz war am Wochenende ein Paradies. Auf den auf Gleisen wurden auf Loren in der Woche Holzstämmе ins Sägewerk gefahren. Am Wochenende bauten wir mit den herumliegenden Brettern Hütten und besuchten einander auf den Loren mit unserem Eigenregie-Bahnbetrieb. Auf den Wiesen konnte man herrlich Fußball spielen, auf Kirschbäume klettern und im „Ententeich“ und Bach im Sommer herumplanschen.

Brüggemanns Hof wurde für mich eine zweite Heimat. Es zieht mich bei jedem Besuch in Dülmen dorthin. Ich mache dann eine Radtour zu Brüggemanns Hof und suche nach alten Spuren.

Nach einigen Jahren zogen wir vom Mehlspeicher in eine kleine Wohnung über der „Backes“, der Backstube mit Räucherammer, wo Brüggemanns im Holzofen herrlich knuspriges Weißbrot buken. Die Familie Brüggemann versammelte sich an schönen Sommerabenden davor und sang uns mit mehrstimmigen alten Volksliedern in den Schlaf. Langsam entstand eine Stimmung von Frieden. Wir Jungens hatten ein eigenes Zimmer, mit einem Stockbett für Jocki und Didi. Vor dem Einschlafen erzählten wir uns gegenseitig Geschichten: jeder hatte einen eigenen Bus und erlebte auf seinen Fantasiefahrten abenteuerliche Geschichten.

Opa schenkte uns ein von einem schlesischen Schreiner kunstvoll gesägtes Holzspielzeug für Regentage. Im Herbst gingen wir auf die Stoppelfelder, um die restlichen Ähren zu sammeln und zu schroten und in die Visbecker Buchenwälder, um dort Bucheckern zu sammeln. Die konnten wir in Dülmen abliefern und bekamen für einen großen Eimer Bucheckern eine kleine Flasche Bucheckernöl. Mutter und Opa waren eine Anlaufstelle für viele Schlesier. Herr Tiepelt kam vorbei, er hatte einen Teppich beim Bauern gegen Butter und Eier getauscht – später machte er einen Textilladen in Dülmen auf. Opa erhielt Besuch von „Kriegskameraden“. An einen erinnere ich mich gut, der unaufhörlich aufschneiderische Geschichten erzählte. Ich mochte ihn nicht. Wir hatten einen Wellensittich, Peppi, dem wir einige Wörter beigebracht hatten – er hielt mit dem Redeschwall kräftig zwitschernd mit. Als er gut vernehmlich „Quatschkopp, Quatschkopp“ sagte, schaute Opas Gast etwas irritiert nach oben. Wir Kinder konnten uns vor Lachen kaum halten.

Ich ging drei Jahre in die Dernekämper Grundschule. Wir mussten nicht mehr hungern, in der Schule gab es Schulspeisung aus Amerika (Nudeln und Backpflaumen) und zu Hause kamen

ab und zu Care Pakete der amerikanischen Quaker an. Einmal war da Schokolade drin, die ich mit meinen Brüdern eine Woche lang in ganz kleinen Stückchen teilte. Ich erinnere mich noch an den Geschmack der ersten Tube Colgate-Zahnpasta aus einem Carepaket und die erste Orange, die wir uns teilten. Nur den Ananassaft in einer Dose mochten wir nicht, der Geschmack war uns zu sauer.

Langsam entstand in mir eine Stimmung von Frieden. Im Winter war ich eine richtige Leseratte und las viele Bücher von Tieren: Cedar dem Pferd aus Maine und von einem lustigen Vogel, den Namen habe ich vergessen. Die Bücher durfte ich bei Lehrer Steens ausleihen, der sich wunderte, wie schnell ich die Bücher zurückbrachte und neue holte.

9. September 2019 - Dülmen/Westfalen



Ich besuche meinen jüngeren Bruder Joachim in Dülmen in Westfalen. Joachim will wissen, wie es mir bei meiner Schlesien Reise ergangen ist. Er kann nicht mehr reisen, leidet an den Nachwirkungen eines Darmtumors.

Unser Bruder Dietmar lebt nicht mehr, er ist jung an einem Hirntumor gestorben. An die Zeit in Schlesien hat Jocki wenig Erinnerung, dafür tauschen wie uns umso intensiver aus zu den Jahren nach dem Krieg als Flüchtlinge

im Münsterland.

Meine Mutter lief mit dem Holzlöffel hinter uns her, Joachim erinnert sich noch an den Satz: „Den Spinat isst du jetzt!“. Oder sie steckte uns für Stunden ins Bett, wenn wir nicht „parierten“. Da gab es „keine Widerworte“. Später bat unsere Mutter uns um Verständnis.

Als ich sie mal fragte, warum sie so streng mit uns gewesen war, sagte sie sinngemäß: „Ich musste so streng sein, denn wenn die Kinder von Kriegerwitwen sich etwas zu Schulden kommen ließen, wurden sie ihnen vom Jugendamt weggenommen“. So verstand ich, aus welcher persönlichen Angst und Sorge um uns sie so streng sein wollte, sie wollte uns ja nicht verlieren. Andererseits war wahrscheinlich die in der Nazizeit übliche „schwarze Pädagogik“ noch üblich. Wenn Kinder „einen eigenen Kopf haben“ oder Probleme machen, darf man das nicht „durchgehen lassen“.



Kinder waren demnach damals streng zu erziehen, zu bestrafen oder zu demütigen. Jocki und ich erinnerten uns an das Kinderheim in Billerbeck, wo das Sozialamt uns im Winter 1946 hinschickte, weil wir stark untergewichtig waren. Nachmittags war Bettruhe angesagt. Mein Bruder Dietmar sprach mich von seinem Bett aus mal an. Zur Strafe kam er für 2 Stunden in die dunkle Besenkammer, die „Bösenkammer“. Als ich protestierte, wurde mir der Mund mit Heftpflaster zugeklebt.

Wir sprachen auch über Familientraditionen. Wir liebten schlesischen Streuselkuchen und zu Weihnachten schlesische Weißwürste in Senfsauce mit Kartoffeln.

Und wir erinnerten uns an die Zeit auf dem Bauernhof in Dernekamp. Und die Mühle. Die Mühle ist leider ausgebrannt und eine Ruine.

Der Holzplatz lag dahinter. Wo die grüne Fläche ist, war eine Wiese für die Kühe. Dort lernte ich von den „Knechten“ und „Mägden“, wie die Angestellten damals genannt wurden, das Melken. „Stripp-strapp-strull – ist dein Eimer denn bald full“ neckten sie mich – natürlich konnte ich das nicht so schnell wie sie. Und ich durfte den Strahl der warmen Milch aus dem Euter auch mal in meinen Mund lenken, anfangs landete er eher auf meinem Hemd.

Auf den Feldwegen rings um das Gehöft bin ich gern mit dem Rad unterwegs gewesen. Wunderschön war das im Frühling, wenn die Lerchen über den Feldern sangen. Da ging mir das Herz auf, ich war auf dem Rad glücklich und fühlte mich frei.

In der Schule habe ich anfangs auf einer geschenkten kaputten halben Schiefertafel mit einem Griffel geschrieben, später auf Papier mit einem Federhalter, die Tinte war in einem Fässchen vorn auf jeder Bank. Manchmal gab es Schulspeisung: Nudeln mit Rosinen. Wir bekamen einen Klacks davon auf unseren mitgebrachten Blechteller.

Von der Familie Brüggemann wurden wir wohl auch aufgenommen, weil wir katholisch waren. Joachim erinnert sich, dass wir bei meiner ersten heiligen Kommunion von der frommen Bauernfamilie in ihrem alten DKW in die Kirche gefahren haben. Das Auto hatte keinen Motor mehr, sondern wurde von einem Pferd gezogen. Und ich musste, auf dem Vordersitz rechts sitzend, meinen Arm jedes Mal aus dem Fenster strecken und damit ein „Blinksignal“ geben, wenn wir nach rechts abbogen. Danach gab es ein leckeres Essen in ihrer großen Küche: Schwarzbrot, darauf Butter und Schinken und darüber „Knabbes“ (ganz hart gebackenes Weißbrot). Knabbes war auch lecker zum Eintunken in den Gerstenkaffee.

Weihnachten durften wir abends mit der Großfamilie der Bauern in der „guten Stube“ feiern mit Volksliedern, die mit viel Bewegung, Gestik und Spaß gesungen wurden. Vater, Mutter, Oma und die sieben Kinder sangen diese und andere Lieder vierstimmig:

„Wir sind die Musikanten und komm ‘n aus Schwabenland“
„Von Herr Pastor sin Kau jau jau“ (Plattdeutsch)
„Laurentia, liebe Laurentia mein“

Die Oma der Bauernfamilie war immer dabei und hat kräftig mitgesungen. Die Oma war die eigentliche Herrscherin über den ganzen Hof. Vor ihr hatten alle großen Respekt.